

Heinrich Heine

(13. Dezember 1797 - 17. Februar 1856):

"Ich wollt', man schösse mich tot."

Höchst ungern hat Heinrich Heine in Lüneburg gelebt, und er hat bittere Worte für diese Zeit gefunden. Die Salzstadt hat ihm das übelgenommen und das Heinehaus über Jahrzehnte dem Verfall preisgegeben. Rechtzeitig zum 200. Geburtstag des kritischen Dichters ist es mit Millionenaufwand renoviert worden und dient heute der Pflege von Kunst und Literatur sowie als Standesamt der Stadt Lüneburg.

Harry Heine, 1797 in Düsseldorf geboren und 1856 in Paris gestorben, entstammt einer jüdischen Kaufmannsfamilie. Natürlich soll er auch Kaufmann werden, doch vom Stil der „Krämerseelen“ fühlt er sich angeekelt. Schon früh tritt ihm die Ironie als Schutz- und Trutzmanier zur Seite. Nach dem mißglückten Versuch, in Hamburg mit seinem Onkel Salomon eine Handelsfirma zu betreiben, studiert er ab 1819 in Bonn, Göttingen und Paris. Seine akademische Laufbahn findet ihren Abschluß in der juristischen Promotion. Die jüdische Herkunft ist seiner Karriere hinderlich, denn: „Der Taufzettel ist das Entreebillet zur europäischen Kultur!“ Obwohl Heine 1825 noch vor der Promotion zum Protestantismus übertritt und sich in Heiligenstadt auf den Namen Christian Johann Heinrich taufen lässt, erfüllen sich seine Wünsche auf einen Lehrstuhl oder eine Beamtenstelle als Jurist nicht. Stattdessen wird er als Dichter mit seinen „Reisebildern“ und dem „Buch der Lieder“ gleichermaßen erfolgreich und unbequem. In diese Zeit fallen seine Lüneburger Besuche.

1821 wohnt er für längere Zeit in der Salzstadt. Lüneburg. Längst von einer blühenden Hansestadt zu einer Beamtenstadt mit Kleinhandel abgestiegen, bezeichnet Heine sein Domizil an der Ilmenau als „Residenz der Langeweile“.

Er schreibt auch Gedichte in Lüneburg, beispielsweise ein melancholisches Frühlingsgedicht, in dem er die ganze Schwermut besingt, die ihn in der Stadt der Backsteingotik befallen hat.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai;
Ich stehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Bastei.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in stiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser, und Gärten, und Menschen,
Und Ochsen, und Wiesen, und Wald.

Die Mägde bleichen Wäsche,
Und springen im Gras herum;
Das Mühlrad stäubt Diamanten,

Ich höre sein fernes Gesumm'.

Am alten grauen Turme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rotgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenrot,
Er präsentiert und schultert -
Ich wollt, er schösse mich tot.

Doch nicht nur Melancholie hat Heine in Lüneburg in Verse gegossen. Er schreibt im Wasserviertel an der Ilmenau - und nicht etwa am Rhein! – auch die berühmte „Loreley“, das Prunkstück deutscher romantischer Poesie.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan.

Heimweh nach der Rheinlandschaft mag ihm diese Verse in den Sinn gegeben haben im düsteren, wortkargen Norden. Im Alter hat sich der Dichter übrigens über diese Verse geschämt, weil sie keine politische Aussage haben.

Die Korrektur ist erst Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgt – durch keinen Geringeren als Erich Kästner, der die Dichtung ähnlich wie Heine als Schwert der Satire einsetzte. Nach einem Unfall auf einem Reichsturnfest zur Nazizeit dichtete Kästner seine Kritik an deutscher Kraftmeierei:

Der Handstand auf der Lorelei

Die Loreley, bekannt als Fee und Felsen,
Ist jener Fleck am Rhein, nicht weit von Bingen,
Wo früher Schiffer mit verdrehten Hälsen,
Von blonden Haaren schwärmend, untergingen.

Wir wandeln uns. Die Schiffer inbegriffen.
Der Rhein ist reguliert und eingedämmt.
Die Zeit vergeht. Man stirbt nicht mehr beim Schiffen,
Nur weil ein blondes Weib sich dauern kämmt.

Nichtsdestotrotz geschieht auch heutzutage
Noch manches, was der Steinzeit ähnlich sieht.
So alt ist keine deutsche Heldensage,
Dass sie nicht doch noch Helden nach sich zieht.

Erst neulich machte auf der Loreley
Hoch überm Rhein ein Turner einen Handstand!
Von allen Dampfem tönte Angstgeschrei,
Als er kopfüber oben auf der Wand stand.

Er stand, als ob er auf dem Barren stünde.
Mit hohlem Kreuz. Und lustbetonten Zügen.
Man frage nicht: Was hatte er für Gründe.
Er war ein Held. Das dürfte wohl genügen.

Er stand verkehrt im Abendsonnenscheine.
Da trübt Wehmut seinen Turnerblick.
Er dachte an die Loreley von Heine.
Und stürzte ab. Und brach sich das Genick.

Er starb als Held. Man muss ihn nicht beweinen.
Sein Handstand war vom Schicksal überstrahlt.
Ein Augenblick mit zwei erhobnen Beinen
Ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt.

P. S. Eins wäre allerdings noch nachzutragen.
Der Turner hinterließ uns Frau und Kind.
Hinwiederum, man soll sie nicht beklagen.
Weil im Bezirk der Helden und der Sagen
Die Überlebenden nicht wichtig sind.

Die Lüneburger Heide hat Heine ohnehin nie leiden können, und er hat ihr kein einziges seiner Reisebilder gewidmet. Trotzdem geht Heine in der Harzreise auf

die Heidelandschaft ein – als er eine Begegnung in Northeim mit zwei Schwestern und ihrem Begleiter schildert:

„Dieser Herr war ganz grün gekleidet, trug sogar eine grüne Brille, die auf seine rote Kupfernase einen Schein wie Grünspan warf, und sah aus, wie der König Nebukadnezar in seinen späteren Jahren ausgesehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Tiere des Waldes nichts als Salat aß. Der Grüne wünschte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich riet ihm, dort von dem ersten besten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläufige Dame, ein rotes Quadratmeilengesicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter aussahen, ein langfleischig herabhängendes Unterkinn, das eine schlechte Fortsetzung des Gesichtes zu sein schien, und ein hoch aufgestapelter Busen, der mit steifen Spitzen und vielzackig festonierten Krägen, wie mit Türmchen und Bastionen, umbaut war und einer Festung glich, die gewiß ebensowenig wie jene andern Festungen, von denen Philipp von Macedonien spricht, einem mit Gold beladenen Esel widerstehen würde. Die andere Dame, die Frau Schwester, bildete ganz den Gegensatz der eben beschriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Kühen, so stammte diese von den mageren. Das Gesicht – nur ein Mund zwischen den Ohren, die Brust trostlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Gestalt glich einem Freitisch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zur gleichen Zeit, ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logierten. Ich bejahte es mit gutem Gewissen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenster hinaus. Der Sonnenwirt lächelte gar schlau und mochte wohl wissen, daß der Karzer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.“

Das juristische Studium hat Heine stets zu Ausflügen in andere Fakultäten genutzt, aber auch zu Raufereien. So erhält er in Göttingen wegen eines Duells für ein Jahr lang Studierverbot. Er geht nach Berlin. Dort genießt er die blühende Kultur, läßt sich von Hegel beflügeln und in den literarischen Salon der Rahel Varnhagen einführen. Dabei ist Berlin damals längst nicht, was es heute ist, eher eine Kleinstadt, durchweht von der Stickluft reaktionären Geistes, gesellschaftlich beherrscht von den steifen Umgangsformen des preußischen Beamtentum, in seinen wissenschaftlichen Institutionen eher bescheidenes Mittelmaß und dennoch von einem geistigen Leben durchflutet, das die führenden Köpfe in seinen Bann zieht: Nicht nur Hegel wirkt hier, der große Theologe Schleiermacher proklamiert ein neues, überkonfessionelles Religionsverständnis, das neue Schauspielhaus ist soeben eröffnet, und Carl Maria von Webers Oper „Der Freischütz“ wird dort wieder und wieder aufgeführt. Heine gerät über diesen kulturellen Impulsen ins Schwärmen. „Das Buch, das große Buch, darinnen aufgeschrieben der Römer langes Recht“ legt er immer wieder beiseite, und der „ungezogene Liebling der Grazien“ – Originalton Rahel Varnhagen – greift zur Dichtfeder. 1823 erscheint ein Bändchen mit 58 Heine-Gedichten. Nach dem „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ in Berlin vom 7. Juni 1822 „hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben, mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt. Da die streng objektive Darstellung dieser ungewöhnlichen, grandiosen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wundersam allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr gefunden, weshalb Heines Gedichte bei den Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben“.

Hier eine Kostprobe aus seinem „Buch der Lieder“, das erste seiner „Traumbilder“:

Mir träumte einst von wildem Liebesglüh,
Von hübschen Locken, Myrten und Resede,
Von süßen Lippen und von bitterer Rede,
Von düsterer Lieder düstern Melodien.

Verblichen und verweht sind längst die Träume,
Verweht ist gar mein liebstes Traumgebild!
Geblichen ist mir nur, was glutenwild
Ich einst gegossen hab in weiche Reime.

Du bleibst, verwaistes Lied! Verweh jetzt auch,
Und such das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüß es mir, wenn du es aufgefunden -
Dem luft'gen Schatten send ich luft'gen Hauch.

Merkwürdigerweise wendet sich Heine während seines Berlin-Aufenthaltes verstärkt der jüdischen Tradition zu, tritt dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ bei und übernimmt den Unterricht in der Geschichte an einer Berliner Schule für Judenknaben. In der Familie geht es in dieser Zeit wirtschaftlich bergab, die Familie siedelt von Düsseldorf zunächst nach Oldesloe und von dort im Frühjahr 1822 nach Lüneburg um. Im Mai 1823 trifft Heinrich dort ein, um sich auf sein juristisches Doktorexamen vorzubereiten. Obwohl er in einem Brief an seine Berliner Freunde versichert, er stehe „bis am Hals im Moraste römischer Gesetze“, schreibt er doch wieder Gedichte, in denen er Anregungen aus einem mehrwöchigen Badeurlaub in Cuxhaven in Verse gießt: „Wir saßen am Fischerhause“, „Du schönes Fischermädchen“, „Der Mond ist aufgegangen“ (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gedicht von Matthias Claudius!), „Auf den Wolken ruht der Mond“ und andere. Als dieser Stoff verarbeitet ist, beflügelt Heine die Lüneburger Langeweile unter anderem zu der bitteren Romanze „Donna Clara“. Heine trägt sich in dieser Zeit auch mit dem Gedanken, eine Tragödie zu schreiben.

Die bittere Romanze „Donna Clara“ schildert eine gleichermaßen hübsche wie temperamentvolle Prominententochter, die auf einem Sommerfest einem jungen Mann begegnet und sich in ihn verliebt. Beim Süßholzraspeln streut sie immer wieder abfällige Bemerkungen über die verhaßten Juden ein – und merkt gar nicht, daß ihr Angebeteter Jude ist. Die beiden knuddeln sich im Gartenhäuschen, und nach dem Abenteuer fragt Donna Clara ihren Liebsten nach dem Namen. Heine schildert sich selbst in einer Art von Selbstmitleid.

Hier dieses Gedicht „Donna Clara“:

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken- und Drommetenjubil
Klingt herunter von dem Schlosse.

„Lästig werden mir die Tänze

Und die süßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die so zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

Überlästig wird mir alles,
Seit ich sah, beim Strahl des Mondes
Jenen Ritter, dessen Laute
Nächtens mich ans Fenster lockte.

Wie er stand so schlank und mutig,
Und die Augen leuchtend schossen
Aus dem edelblassen Antlitz,
Glich er wahrlich Sankt Georgen.“

Also dachte Doña Clara,
Und sie schaute auf den Boden;
Wie sie aufblickt, steht der schöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeblüsternd
Wandeln sie umher im Mondschein.
Und der Zephir schmeichelt freundlich,
Märchenartig grüßen Rosen.

Märchenartig grüßen Rosen,
Und sie glühn wie Liebesboten. –
„Aber sage mir, Geliebte,
Warum du so plötzlich rot wirst?“

„Mücken stachen mich, Geliebter,
Und die Mücken sind, im Sommer,
Mir so tief verhaßt, als wären's
Langenas'ge Judenrotten.“

„Laß die Mücken und die Juden“,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weiße Blütenflocken.

Tausend weiße Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen. -
„Aber sage mir, Geliebte,
Ist dein Herz mir ganz gewogen?“

„Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bei dem Heiland sei's geschworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückisch einst ermordet.“

„Laß den Heiland und die Juden“,
Spricht der Ritter, freundlich kosend.

In der Ferne schwanken traumhaft
Weiße Lilien, lichtumflossen.

Weiße Lilien, lichtumflossen,
Blicken nach den Sternen droben. –
„Aber sage mir, Geliebte,
Hast du auch nicht falsch geschworen?“

„Falsch ist nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Brust kein Tropfen
Blut ist von dem Blut der Mohren
Und des schmutz'gen Judenvolkes.“

„Laß die Mohren und die Juden“,
Spricht der Ritter, freundlich kosend;
Und nach einer Myrtenlaube
Führt er die Alkudentochter.

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten;
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Atemholen.

Aber Pauken und Drommeten
Schallen plötzlich aus dem Schlosse,
Und erwachend hat sich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

„Horch! da ruft es mich, Geliebter;
Doch, bevor wir scheiden, sollst du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir so lang verborgen.“

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger seiner Doña,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er spricht zuletzt die Worte:

„Ich, Señora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, schriftgelehrten Rabbi

Israel von Saragossa.“

1823 macht sich der dichtende Jurist erneut nach Göttingen auf, und am 20. Juli 1825 wird er feierlich promoviert. Er kann nicht nur gearbeitet haben dort, denn in dieser Zeit beginnt er seinen Roman „Der Rabbi von Bacharach“ und unternimmt seine Harzreise, eine Fußwanderung durch Thüringen und den Harz.

Das Doktordiplom in der Tasche, gastiert Heine nach einem poetisch fruchtbaren Erholungsurlaub auf Norderney abermals für zwei Monate, nämlich im September und Oktober 1825, erneut in Lüneburg. Anschließend versucht er sich als niedergelassener Doktor beider Rechte in Hamburg – erfolglos. Stattdessen hat er mit seinen Reisebildern „Harzreise“ und „Nordsee“ unerwartete literarische Erfolge. Es folgen das „Buch Le Grand“, die „Berliner Briefe“ und das Memoire über Polen. Mitte Oktober überrascht Heine die literarische Welt mit dem „Buch der Lieder“, das später in vielen Auflagen erscheint. Heine hat von diesem wirtschaftlichen Erfolg des Hamburger Verlegers Campe nichts, hat die Rechte sozusagen gegen ein Trinkgeld abgegeben. Dabei enthält die Sammlung kein einziges Lied, das nicht schon früher erschienen gewesen wäre.

Heine steht jetzt am Scheidewege zwischen Poesie und Politik. Er ist bekannt, sein Wort hat Gewicht. Die ätzende Ironie, mit der er in seinen Gedichten einer verlogenen Gesellschaft ihre christlich-fromme Maske vom greisenhaft vergilbten Gesicht zieht und ihr den Spiegel eigener Nichtswürdigkeit vors Gesicht hält, hat den Dichter zu einer Art Volkstribun werden lassen. Dem dichterischen Lorbeerreis zieht er nun die scharfgeschliffene Feder des publizistischen Freiheitskämpfers vor – wie in seinem Gedicht an seinen Freund Georg Herwegh:

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarzrotgoldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein teurer Freund, du warst betroffen -
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Apfel statt der Kränze -
An jeder Seite ein Gendarm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmut ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

!Aranjuez, in deinem Sand,
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand

Und seinen uckermärk'schen Granden.

Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa;
In Versen hab ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa.“

Heines Gedichte bekommen jetzt Schärfe, kritische Tendenz – wie dieses:

Die Tendenz

Und zu Taten uns begeistre,
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht -
Was die Glocke hat geschlagen,
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüt -
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Kartaune,
Blase! schmettre, donnre, töte!

Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht -
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.

Nein, das tut Heine nun wahrlich nicht, er nimmt vielmehr die unpolitischen deutschen Klassiker unter die Lupe – insbesondere Goethe. Für ihn hat er nichts als Spott übrig, und er schreibt Parodien auf Goethes Gedichte – wie auf den „König in Thule“, der sein Leben mit einem tiefen Zug aus dem Becher endigt. Heine schreibt darauf den „neuen Alexander“:

Es ist ein König in Thule, der trinkt
Champagner, es geht ihm nichts drüber;
Und wenn er seinen Champagner trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter sitzen um ihn her,
Die ganze Historische Schule;
Ihm aber wird die Zunge schwer,
Es lallt der König von Thule:

„Als Alexander, der Griechenheld,
Mit seinem kleinen Haufen

Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er sich ans Saufen.

Ihn hatten so durstig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geschlagen;
Er soff sich zu Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht viel vertragen.

Ich aber bin ein stärkerer Mann
Und habe mich klüger besonnen:
Wie jener endete, fang ich an,
Ich hab mit dem Trinken begonnen.

Im Rausche wird der Heldenzug
Mir später weit besser gelingen;
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen.“

II

Da sitzt er und schwatzt, mit lallender Zung',
Der neue Alexander;
Den Plan der Welteroberung,
Den setzt er auseinander:

„Lothringen und Elsaß, das weiß ich längst,
Die fallen uns zu von selber;
Der Stute folgt am End' der Hengst,
Es folgen der Kuh die Kälber.

Mich lockt die Champagne, das beßre Land,
Wo jene Reben sprießen,
Die lieblich erleuchten unsern Verstand
Und uns das Leben versüßen.

Hier soll sich erproben mein Kriegesmut,
Hier soll der Feldzug beginnen;
Es knallen die Pfropfen, das weiße Blut
Wird aus den Flaschen rinnen.

Hier wird mein junges Heldentum
Bis zu den Sternen moussieren!
Ich aber verfolge meinen Ruhm,
Ich will auf Paris marschieren.

Dort vor der Barriere mach ich halt,
Denn vor den Barrierepforten,
Da wird kein Oktroi bezahlt
Für Wein von allen Sorten.«

III

„Mein Lehrer, mein Aristoteles,
Der war zuerst ein Pfäffchen
Von der französischen Kolonie,
Und trug ein weißes Beffchen.

Er hat nachher als Philosoph
Vermittelt die Extreme,
Und leider Gottes! hat er mich
Erzogen nach seinem Systeme.

Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit
Ein närrisches Gemisch ist.

Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh ich rückwärts heute;

Ein aufgeklärter Obskurant,
Und weder Hengst noch Stute!
Ja, ich begeistre mich zugleich
Für Sophokles und die Knute.

Herr Jesus ist meine Zuversicht,
Doch auch den Bacchus nehme
Ich mir zum Tröster, vermittelnd stets
Die beiden Götterextreme.“

Über Goethe spottet Heine, beispielsweise in dem Gedicht

An einen ehemaligen Goetheaner
1832

Hast du wirklich dich erhoben
Aus dem müßig kalten Dunstkreis,
Womit einst der kluge Kunstgreis
Dich von Weimar aus umwoben?

G'nügt dir nicht mehr die Bekanntschaft
Seiner Klärchen, seiner Gretchen?
Fliehst du Serlos keusche Mädchen
Und Ottiliens Wahlverwandschaft?

Nur Germanien willst du dienen,
Und mit Mignon ist's vorbei heut,
Und du strebst nach größrer Freiheit,

Als du fandest bei Philinen?

Für des Volkes Oberhoheit
Lünebürgertümlich kämpfst du,
Und mit kühnen Worten dämpfst du
Der Despoten Bundesroheit!

In der Fern' hör ich mit Freude,
Wie man voll von deinem Lob ist,
Und wie du der Mirabeau bist
Von der Lüneburger Heide!

Auch über Eckermann hat der Dichter sich übrigens sarkastisch ausgelassen:

„Ein Herr Eckermann hat mal ernsthaft versichert: Hätte der liebe Gott bei Erschaffung der Welt zu Goethe gesagt: ‚Lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob! fertig, ich habe jetzt Alles erschaffen bis auf die Vögel und die Bäume, und du tätest mir eine Liebe, wenn du statt meiner diese Bagatellen noch erschaffen wolltest‘, - so würde Goethe ebenso gut diese Tiere und Gewächse im Geiste der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn und die Bäume grün erschaffen haben.

Es liegt Wahrheit in diesen Worten und ich bin sogar der Meinung, daß Goethe manchmal seine Sache noch besser gemacht hätte, als der liebe Gott selbst, und daß er z.B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün, erschaffen hätte. Es ist wirklich ein Schöpfungsfehler, daß auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grünen Federn wachsen, und Goethe hat diesem Mangel wenigstens dadurch abzuhelfen gesucht, daß er ihm einen Doktorhut aus Jena verschrieben und eigenhändig aufgesetzt hat.“ (1829)

1832 legt er gegen Eckermann nach: „Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethes gesprochen habe, so dürfte ich noch viel Herberes von seinen Apologeten sagen. Die meisten derselben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen steht in dieser Hinsicht einer, namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geist fehlt.“ (1832/33)

Die Großen seiner Zeit lächerlich machen: Das kommt nicht gut an im landesherrlich regierten Deutschland. Das Echo bleibt nicht aus: Die Staaten des Deutschen Bundes machen Front gegen ihn. Seine „Reisebilder“ werden zunächst von Hannover, dann auch von Preußen, Österreich, Mecklenburg und vielen weiteren kleinen Staaten verboten. „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre doch gelesen worden“, meint gehässig Heine-Freund Moser.

Kein Wunder, dass der Dichter Freunde im ganzen Land gewinnt: Er steht auf der Seite der Ausgebeuteten, der Unterdrückten. In seinem Gedicht „Die schlesischen Weber“ kommt sein Standpunkt am klarsten zum Ausdruck:

Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Träne,

Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch -
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt -
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt -
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt -
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht -
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch,
Wir weben, wir weben!“

Heine geistert jetzt durch die Lande, ist bald in München, bald in Hamburg, bald in Berlin anzutreffen, arbeitet nun am dritten, nicht weniger ätzenden Band seiner „Reisebilder“ und schildert darin „die Reise von München nach Genua“ und die „Bäder von Lucca“. Im März 1830 logiert Heine in Wandsbek, von Juni bis August ist er auf Helgoland. Dort überrascht den Dichter die Pariser Juli-Revolution, und am liebsten wäre er, der „schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichtes zu vernehmen glaubte“, sofort nach Paris geeilt.

Doch zunächst steht er seinem Onkel Salomon während eines Judenkrawalles in Hamburg bei. Trotz aller Sympathien, deren sich der jüdische Millionär erfreuen kann, entgeht er nur knapp einem Steinhagel auf seine Villa am Jungfernstieg. Heine träumt daraufhin von einem „Neuen Frühling“ und veröffentlicht die Gedichte dieser Vision in der zweiten Auflage von Band zwei der Reisebilder. Am 3. Mai 1831 kommt er in Paris an. „Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffendarniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Daß ich aber erst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn – in meiner Wiege schon lag meine Marschroute für das ganze Leben.“

In Paris wird Heine zum bedeutendsten Vermittler zwischen deutschem und französischem Geistesleben, gibt dort seine „Reisebilder“ bruchstückhaft in Übersetzungen heraus, schreibt dort „Beiträge zur neuen schönen Litteratur in

Deutschland“ sowie Beiträge zur Geschichte und Philosophie. Inzwischen hat sich Heine dem Bund „Das junge Deutschland“ angeschlossen und ist dessen gewichtigster Sprecher geworden. Der Deutsche Bundestag verbietet am 10. Dezember 1835 die Schriften dieser Köpfe, und zwar nicht nur alle bisher erschienenen, sondern auch alle künftigen Werke. Wenn auch die Preußische Zensur schon bald einen Rückzieher macht, leidet Heine stärker als seine Kollegen unter der verschärften Zensur.

Ein Streit mit seinem früheren Mitstreiter Ludwig Börne kostet Heine in Deutschland die Sympathie der meisten seiner bisherigen Freunde und Verehrer. Die gesamte deutsche Presse, deren Herz über lange Jahre für Heine geschlagen hat, läßt ihn jetzt fallen wie eine heiße Kartoffel. Heine zieht sich ins Privatleben zurück – und heiratet Mathilde Crescente Mirat im August 1841. Diese Frau wird ihn bis in die schwerste Leidenszeit hin begleiten. Doch davon später.

Nach jahrelangem Aufenthalt in Paris reist Heine im Herbst 1843 und im Sommer 1844 nach Deutschland. In dieser Zeit erscheint die wohl bitterste Satire, die Literaturgeschichte gemacht hat: „Deutschland – ein Wintermärchen“. Doch diese Dichtung läßt sich nicht in Bares ummünzen, Heine, nie sparsamen oder bescheidenen Lebenswandel gewöhnt, gerät in wirtschaftliche Schwierigkeiten, zumal sein Onkel Salomon, der im bislang Jahr für Jahr 4800 Frank in Raten gegeben hat, plötzlich stirbt. In der Zeit von 1837 bis 1844 hatte er zudem eine Ehrenpension der französischen Regierung in gleicher Höhe. 1845 bekommt Heine einen Nervenschlag – was immer das ist –, von dem er sich nicht wieder erholen soll. Dieses Leiden steigert sich bis zum Jahr 1848. Nach einem letzten Ausgang begibt sich der Dichter in die „Matratzengruft“, die er weitere acht Jahre erdulden muß, bis zum letzten Atemzug in geistiger Klarheit und Frische.

Aus Deutschland hört er Schlimmes über die sozialen Zustände. Er hofft inbrünstig auf eine Revolution und schreibt in dieser Zeit das Gedicht

Die Wanderratten

Es gibt zwei Sorten Ratten:
Die hungrigen und satten.
Die satten bleiben vergnügt zu Haus,
Die hungrigen aber wandern aus.

Sie wandern viel tausend Meilen,
Ganz ohne Rasten und Weilen,
Gradaus in ihrem grimmigen Lauf,
Nicht Wind noch Wetter hält sie auf.

Sie klimmen wohl über die Höhen,
Sie schwimmen wohl durch die Seen;
Gar manche ersäuft oder bricht das Genick,
Die lebenden lassen die toten zurück.

Es haben diese Käuze
Gar fürchterliche Schnäuze;
Sie tragen die Köpfe geschoren egal,

Ganz radikal, ganz rattenkahl.

Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte.
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.

Der sinnliche Rattenhaufen,
Er will nur fressen und saufen,
Er denkt nicht, während er säuft und frißt,
Daß unsre Seele unsterblich ist.

So eine wilde Ratze,
Die fürchtet nicht Hölle, nicht Katze;
Sie hat kein Gut, sie hat kein Geld
Und wünscht aufs neue zu teilen die Welt.

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen - die Zahl ist Legion.

O wehe! wir sind verloren,
Sie sind schon vor den Toren!
Der Bürgermeister und Senat,
Sie schütteln die Köpfe, und keiner weiß Rat.

Die Bürgerschaft greift zu den Waffen,
Die Glocken läuten die Pfaffen.
Gefährdet ist das Palladium
Des sittlichen Staats, das Eigentum.

Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Senatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen euch heute, ihr lieben Kinder!

Heut helfen euch nicht die Wortgespinste
Der abgelebten Redekünste.
Man fängt nicht Ratten mit Syllogismen,
Sie springen über die feinsten Sophismen.

Im hungrigen Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen,
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet mit Göttinger Wurstzitate.

Ein schweigender Stockfisch, in Butter gesotten,
Behaget den radikalen Rotten
Viel besser als ein Mirabeau
Und alle Redner seit Cicero.

Aus dieser Zeit stammen weitere Werke, an die nur der Vollständigkeit halber und nicht um ihres Wertes willen erinnert sei. „Faust, ein Tanzpoem“, „Götter im Exil“, „Romancero“ und die beiden Bände „Lutetia“. Erwähnt sei auch die Freundschaft zu Richard Wagner. Heine inspirierte ihn wohl zu den Opern „Der Fliegende Holländer“ und „Tannhäuser“. Sozusagen auf dem Sterbelager verliebt sich der Dichter erneut – in „Mouche“, eine schöne junge Frau namens Elise Krienitz. Sie wird zum Engel an seinem Schmerzenslager. Nach langem Siechtum stirbt Heine 1858 in Paris.

Seit 1844 verbindet ihn eine Freundschaft mit Karl Marx – eine merkwürdige Freundschaft. Heine hat sich von den utopisch-sozialistischen Gedanken der 30er Jahre in seinen Dichtungen leiten lassen. Der Dichter richtet sein Engagement sowohl gegen den Feudalabsolutismus als auch gegen die kapitalistischen Verhältnisse der beginnenden industriellen Revolution, die er ja im eigenen Elternhaus kennengelernt hat. Er proklamiert das „Ende der Kunstperiode“ seiner Zeit und will eine neue, wirklichkeitsverbundene Ästhetik schaffen, in der die Kunst eine politische Rolle spielt. In den 40er Jahren erlebt er die Klassenkämpfe in Deutschland und Frankreich, hängt in dieser Zeit einem revolutionären Weltbild an. Religion entlarvt er als bürgerliches Karriereinstrument, Gott ist für ihn allenfalls eine lyrische Gestalt, weiter nichts. Hatte sich Heine schon in seinen frühen Gedichten als revolutionärer Romantiker erwiesen, dessen Ironie unerbittlich den Glauben an eine nicht vorhandene Harmonie zerstört, so konkretisiert er dieses Engagement in seinen Reisebildern, einem von ihm ganz neu geprägten literarischen Genre. In er sehr persönlich gehaltenen Prosa irritiert er immer wieder die Zensur, und zwar insbesondere durch die Ironisierung der spießbürgerlichen Naturschwärmerei. Satirisch überspitzt stellt er den lebensfremden Universitätsbetrieb dar, in seinen „englischen Fragmenten“ beweist er die Einsicht in die Mechanismen der Industriegesellschaft, kritisiert die Ausbeutung der Massen.

In seiner „Reise von München nach Genua“ bezeichnet sich Heine ausdrücklich als einen „braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit“. Allergrößtes Aufsehen erregt seine Reisebild „Die Bäder von Lucca“, in dem er mit dem Katholizismus als Stütze des Establishments abrechnet. Seine Dichterkollegen pfeift er mit dem Werk „Die Romantische Schule“ 1836 zur Ordnung und warnt sie vor der Rückkehr in eine apolitische Traumwelt. Politik und Kunst, so fordert Heine, dürfen nicht getrennt werden. In dem Werk „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ 1835 hat er eine theoretische Analogie der Philosophie zur Praxis der französischen Revolution und zur bevorstehenden deutschen Revolution dargestellt. Friedrich Engels sagt später: „Was aber weder die Regierung noch die Liberalen sahen, das sah bereits 1833 wenigstens ein Mann, und der hieß allerdings Heinrich Heine.“

In den 40er Jahren wendet sich Heine nun endgültig dem Marxismus zu, wie seine Gedichte „Lebensfahrt“ und „Die schlesischen Weber“ zeigen. In „Deutschland – ein Wintermärchen“ nimmt er die Philisterhaftigkeit der deutschen Bürger, das Preußentum in seinen eckigen Erscheinungsformen und die deutsche Kleinstaaterei unter die Lupe. In den „Wanderratten“ schildert Heine das Proletariat als einen Strom hungriger Ratten, deren Vormarsch durch nichts aufzuhalten ist.

Wunderschöne Lyrik auf der einen, beißender Spott aus der anderen Seite: Heine ist ein zerrissener Dichter. Gegen Ende seines Lebens sagt er von sich: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranz den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebt, war immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke... Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen, denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskrieg der Menschheit!“

Sein Ruhm ist unvergessen: In bezaubernd leichten Versen mit volksliedhafter Schlichtheit hat er eine Lyrik geschaffen, die innig und spöttisch zugleich ist, auf allen Saiten der Gefühle spielt, die Stimmungen miteinander verwebt, Träume zeichnet. Ist es ein Wunder, daß Komponisten der Romantik – Schubert, Schumann und Mendelssohn – diese Kostbarkeiten immer wieder meisterlich musikalisch umgesetzt haben?!

Heine steht dem „Jungen Deutschland“ nahe, einer literarischen Bewegung, die eigentlich Klassik und Romantik als rückständig ablehnt, vielmehr von der Literatur Flagge erwartet und Antworten erwartet auf die politischen und sozialen Fragen der Gegenwart. Da ist es kein Wunder, daß die Regierungen in Preußen und Österreich die Schriften des „Jungen Deutschlands“ verbieten. Doch die Mächtigen dieser Welt haben den Siegeszug dieses Dichters nicht verhindern können, der seine Heimat liebte, auch wenn sie ihn nicht zurückgeliebt hat.

Pause

Zum Abschluss darf ich Ihnen Heines „Nachtgedanken“ sagen:

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen.
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land;
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär;
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab,
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt - wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich - Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust - Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

Meine Damen und Herren, wir sind beinahe am Ende. Wenn Ihr Beifall mir den Wunsch nach einer Zugabe signalisieren sollte, so möchte ich sie erfüllen mit einer aktuellen Nachdichtung aus eigener Feder:

Denk ich an Winsen in der Nacht,
da bin ich um den Schlaf gebracht:
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Geschäfte kommen und vergeh'n,
Entwicklung ist geblieben steh'n.
Der Gründermut ist uns vergangen,
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst,
Die Lethargie hat uns behext.
Voll Wehmut denk' ich an die Alten,
Die uns die City woll'n erhalten.

Die Innenstadt hab ich so lieb,
Wie Eckermann sie einst beschrieb.
Doch seh ich heute, wie sie zittert,
Das Herz, von Flaute arg erschüttert.

Nicht nur nach Winsen lechz' ich sehr:

Computerläden müssen her.
Und ein Geschäft für Musiknoten
Wär' vom Bedarf her auch geboten.

Des Marktes Lücken niemand sucht,
Stattdessen Billig wird gebucht:
Pött, Pann', und Plünnen, Plünnen, Plünnen!
Da muss doch Konjunktur gerinnen.

Der Kreisetat wird durchgeflöht,
Die Umlage nochmals erhöht.
Der Stadt steht's Wasser bis zur Kehle,
Angelika, du arme Seele!

Stadtmutter liegt mir stets im Sinn:
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seitdem sie einst ins Amt geschossen.

Ins Doppelamt ist sie gewählt,
Die Stimmen wurden knapp gezählt.
Gefordert wird jetzt von den Räten:
Diät einhalten statt Diäten!

Die neue Währung macht nichts gut,
Es wächst immens die Schuldenflut.
Gebäude kosten nunmehr Euro,
Der Bürger nennt ihn längst den Teuro.

Der Arbeitsmarkt an dünnem Garn,
Hartz vier – das ist der reinste Schmarrn.
Fürs Stadtwerk kann man investieren,
die Armen dürfen vegetieren.

Die Schulen brauchen viel mehr Kraft,
Damit die Jugend Pisa schafft.
Die Dreifeldhalle für die Muskeln,
Doch fehl'n dem Geiste die Majuskeln.

Majuskeln sind Buchstaben groß.
Der Geist ist klein, was ist das bloß?
Die Schule muss die Kinder formen
Und nicht nur per Computer normen.

Sie blutet aus, die kleine Stadt,
Weil ein fatal Konzept sie hat:
Geschäfte geh'n an die Tangenten,
Im Stadtbereich viel lahme Enten!

Ja, zählen muss ich, mir wird klamm,

Schwillt obendrein der Zorneskamm:
Die Stadtberuhigung ist gelungen,
Wovon die Alten uns nichts sungen.

Stattdessen schnattert Winsens Gans,
macht zweimal jährlich Eiertanz.
Der Gänsemarsch, er blutet leer.
Herr Wiegleb, wir woll'n einfach mehr!

Reiß ihr ,ne Feder aus von Gold,
Und nimm dir davon deinen Sold,
Die Highlights musst du komplettieren,
Sonst kriegst du Ärger arg zu spüren.

Notierst ,nen Tag als autofrei,
Vergisst die Winsen-Mess' dabei!
Nur einfach eigne Highlights zählen? –
Ja, so musst du dein Ziel verfehlen!

Das ist die Wins-Mentalität:
Nur Eignes zählt, der Rest ist blöd!
Im Hauptamt solche Späße machen –
Wer findet das wohl noch zum Lachen?!

Das Wir-Gefühl muss endlich her,
Nur so wird Winsen wieder wer!
Das zeigt uns schön der Stöckter Faslam,
der auch nicht über Nacht kam.

Viel Mühen und manch Tropfen Schweiß
Beschreibt im Schaubild Winsens Scheiß.
Was Narren euch an Weisheit singen:
Hört drauf, dass euch die Ohren klingen.

Den Sonntag seh ich kommen gern,
Humor ist Winsens guter Stern.
Denn über sich nicht lachen können,
soll man nur schlimmsten Feinden gönnen.

Kritik gehört nur fein dosiert,
Mit wenig Ernst doch stets kariert.
Damit sodann mit altem Fleiße
Gestrickt wird brav an neuer Scheiße.

Doch merke, lieber Swinsköst-Gast:
Erst wenn du selbst gehandelt hast,
Bist du im Recht mit deinen Reden,
Darfst lachen über andre Blöden.

Drum tu was Gutes, merk es dir:
Winsens Geschichte, heut und hier

Müssen wir miteinander schreiben,
Woll'n wir nicht auf der Strecke bleiben.

Nur dann durch Wunschs Fenster bricht
Taghelles, frohes Hoffnungslicht,
Und Zuversicht, frisch wie der Morgen,
belächelt unsre alten Sorgen.

Doch dieser Abend sei geblitzt
Durch manchen deftigen Dichterwitz.
Mit gutem Reim schließt jetzt nach Heine
Der Vortrag. Schmerzen? – Höchstens kleine!